



## Das Schreibende Ich

Anna-Hannah Martin (Universität Klagenfurt)

### Abstract:

Der vorliegende Text untersucht das Schreiben als Form der Selbstreflexion und Identitätsbildung über verschiedene Lebensphasen hinweg. Im Zentrum steht die Frage, wie sich Schreibpraktiken – insbesondere das autobiografische Schreiben – im Laufe der Zeit verändern und welche Rolle Materialität, Medien und Lebenssituationen dabei spielen. Ausgangspunkt ist die Analyse meiner eigenen Schreibbiografie, die von handschriftlichen Tagebucheinträgen in der Kindheit über erzählende Texte in der Jugend bis hin zu digitalen Formen des Schreibens im Erwachsenenalter reicht.

Dazu wird ein autoethnografischer Ansatz verwendet, der subjektive Erfahrungen und Erinnerungen systematisch reflektiert und in einen größeren theoretischen Kontext einbettet. Als Untersuchungsmaterial dienen Tagebücher, Notizen, Kurztexte und Gedichte, die ich diachron auswerte, um Muster und Veränderungen im Schreibverhalten sichtbar zu machen.

Die Ergebnisse zeigen, dass Schreiben in allen Lebensphasen eine zentrale Rolle für emotionale Verarbeitung, Selbstverständigung und Sinnstiftung spielt. Dabei verändert sich weniger die Motivation zum Schreiben als vielmehr die Form, Sprache und Funktion der Texte: vom spontanen, emotionalen Ausdruck hin zu einem bewussten, reflektierten literarischen Schreiben.

**Keywords:** Schreiben als Selbstreflexion, Autobiografisches Schreiben, Autoethnografie, Tagebuchkultur, Medienwandel

### Empfohlene Zitierweise:

Martin, A.-H. (2025): Das Schreibende Ich. zisch: zeitschrift für interdisziplinäre schreibforschung, 13, 69-80. DOI: <https://doi.org/10.48646/zisch.251307>



Lizenziert unter der CC BY-SA 4.0 International Lizenz.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer [Creative Commons Namensnennung - Share Alike 4.0 International Lizenz](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/) zugänglich.

## Das Schreibende Ich

Anna-Hannah Martin (Universität Klagenfurt)

Das Leben ist schön. Aber manchmal auch sehr hässlich. Und in den Momenten, in denen es mir besonders intensiv vorkommt, schreibe ich es nieder.

Doch war dies schon immer so?

### Jede\*r fängt klein an

Um einen Überblick über den Anfang meines Schreibprozesses zu erlangen, musste ich zu harten Mitteln greifen. Nämlich zu den ersten Aufzeichnungen, die mein Schreiben dokumentieren: Mein erstes Tagebuch. Es stand fein säuberlich mit den anderen, darauffolgenden in dem Billy-Regal meines Kinderzimmers, das mittlerweile kein wirkliches Kinderzimmer mehr ist. Immerhin hat es nun beige Wände – quasi der Inbegriff vom Erwachsensein. Diese hatte ich vor 5 Jahren fein säuberlich gestrichen, nachdem ein Teil unseres Hauses einem Wasserschaden anheimgefallen war. Vielleicht wäre es an der Stelle auch klug, zu erwähnen, dass alle vier Wände zuvor orange gestrichen waren. Dabei handelte es sich nicht um ein wärmendes, erdiges, an Sandtöne erinnerndes Orange. Nein. Knallig wie eine Orange. Also die Frucht. Bei diesem ganzen groß und klein geschriebenen „orange“ kann man schon mal den Überblick verlieren. Jedenfalls ist dieses rosa Diddl-Tagebuch das erste Zeugnis meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, die ich vorzuweisen habe.

Um an den Inhalt zu gelangen, musste ich allerdings noch härtere Methoden wählen und das metallene Schloss, welches das Geschriebene vor neugierigen Augen schützen soll, aufbrechen. Nachdem ich all mein handwerkliches Geschick aufgebracht hatte, konnte ich nun also feststellen, dass ich begann, mein erstes Tagebuch wenige Tage nach meinem achten Geburtstag mit Worten zu füllen. Wahrscheinlich bekam ich es auch zu diesem Anlass geschenkt. Oder weil meine damalige beste Freundin, Claudia, – die noch immer meine beste Freundin ist und gleich eine tragende Rolle spielen wird – ein Diddl-Tagebuch bekam und ich natürlich deshalb auch eines haben musste. Denn ich weiß aus sicherer Quelle (von mir selbst), dass bei ihr zu Hause das gleiche Exemplar an rosa Tagebuch steht.<sup>1</sup>

Wie dem auch sei, habe ich mich ja zu einem diachronischen Ansatz für meine persönliche Schreibforschung entschieden, und öffnete daher die ersten Seiten meines Tagebuchs. Rosa eingefärbte Blätter waren voll mit meiner kantigen, in verschiedensten Glitzerstift-Farben gehaltenen Schrift. Und der Inhalt erscheint mir heute grandios. Denn die ersten Seiten enthielten neben kurzen Erwähnungen von einem Skitag mit meiner Mama und einem Malkurs mit meinem Papa, nicht nur kurze Erzählungen davon, dass „heute der schlimmste Tag meines Lebens“ war, da ich ein „soooooooooo langes und schweres Gedicht für die Schule auswendig lernen muss“. Das Highlight meines Tagebuchs schien folgender Text:

<sup>1</sup> siehe Anhang Bild 3.

„Dienstag. Manchmal ist Claudia so soooooooooo doof dumm blöd demlich ach ich weiß garnicht was ich sagen soll. Sie ist forlaut und mainichmal könnte ich ihr den hals umdrehen. Am liebsten wurde ich sie ins Weltall schießen. Wenn ich eine Prinzessin wäre würde ich sie wie heute wirklich ins Weltall schießen!!!!!! Jawol das würde ich machen jaja wirklich. Das bestätige ich jawol!!!!!!“<sup>2</sup>

Ein wichtiger Hinweis ist ebenfalls, dass ich die Seiten händisch mit Seitenzahlen versehen habe und, dass auf dieser unten die Zahl „16“ prangt. Wichtig ist dies insofern, als dass wenig später folgender, in riesiger silberner Glitzerschrift sich über zwei Seiten erstreckender, Eintrag zu lesen ist: „Claudia ist die beste Freundin die man sich je vorstellen kann meine Beste Freundin Claudia. Claudia Claudia !!!“ Umrahmt wurde das Ganze mit roten Herzen. Doch das Detail, das mir beim erneuten Lesen den Rest für einen Lachausbruch gab, war die in kleiner Schrift am Ende der Seite gehaltene, Anmerkung: „Das Gegenteil auf Seite 16 zu finden“.

Schon früh zeigt sich also: Ich begann zu schreiben, weil ich emotional war. Und ich denke, dass Emotionen der Grund sind, warum die meisten Leute mit dem Schreiben beginnen. Denn würde ich Worte aus mir rausfließen lassen müssen, weil es mir ein tiefgreifendes Bedürfnis ist etwas mitzuteilen, würde ich entweder zu Stift und Papier oder zu meinem Laptop oder Handy greifen und meinen Gedanken freien Lauf lassen. Dabei ist es egal, ob es sich um ein Tagebuch oder jede andere Art von Text handelt wie eine Kurzgeschichte, ein Theaterstück oder ein Gedicht.

Ich erinnere mich, dass ich, als ich klein war, immer Stift und kleine Zettel in meiner Nachttischschublade hatte und oftmals, schon nachdem ich das Licht ausgeschalten hatte, noch einmal danach griff, um meine Gedanken – und war es nur ein kurzer Satz – festzuhalten.

Schreiben hilft, Erlebtes zu verarbeiten und ich bin sehr glücklich darüber, dass mein früheres Ich so viele seiner Gedanken und Gefühle festgehalten hat. Deshalb kann ich mich Jahre später wieder in die Situation versetzen und fühle, was ich damals gefühlt habe.

## Teenage Years

Als ich 2016 beschloss, für einige Monate allein und ohne vorhandene Französischkenntnisse nach Paris zu ziehen, begann ich mein vorerst letztes Tagebuch. Und damit fängt eine neue Ära an Tagebucheinträgen an: Ich schrieb vor allem dann, wenn ich Ruhe hatte und allein war. Geschichten über meine Tage in Paris wurden detailliert niedergeschrieben, jedoch weniger im typischen Tagebuch-Format, sondern eher wie Kurzgeschichten, mit wohlüberlegten und ausgefallenen Worten.

Diese Geschichten scheinen teilweise so unglaublich, dass ich sie nicht glauben würde, hätte ich sie nicht selbst erlebt. Beispielsweise der Tag, als ich im März 2016 bei niedrigen Temperaturen, gehüllt in einen dicken Mantel, in einem Kaffeehaus saß, um mich danach zu dem unweit gelegenen Musée de Picasso zu begeben. Am Weg dorthin sprach mich ein 54-jähriger Mann an. Er meinte, ich sei ihm schon auf der Terrasse des Kaffeehauses aufgefallen. Ich tat so, als würde ich kein Wort Französisch verstehen, aber er begann weiter auf Englisch zu sprechen. Nachdem meine ersten Versuche ihn abzuwimmeln also misslungen, erwiderte ich, dass ihm dort ja nicht viel habe auffallen können, da ich von oben bis

<sup>2</sup> Für die Authentizität dieses Tagebucheintrags meines 8-jährigen Ichs habe ich beschlossen, die damals von mir gewählte Rechtsschreibung beizubehalten. Siehe Anhang Bild 1 und 2 für das Original.

unten in dickes, mich wärmendes Material gewickelt war. Nichtsdestotrotz begann er mich zu fragen, wie ich hieß, was ich machte und ob er meine Nummer oder gar meinen Facebook-Account haben dürfte. (Man merkt, dass der Vorfall in den 2010er Jahren spielt, denn wer fragt heutzutage noch nach einem Facebook Account?) Natürlich sagte ich „Nein“.

Sein Alter weiß ich so genau, weil er mir einen Zettel mit seinem vollen Namen gab, in der Hoffnung, ich würde ihn doch auf Facebook hinzufügen. Ich fügte ihn zwar nicht hinzu, aber fand seinen Account und erfuhr, dass ein Mann, der älter als mein Vater war, mich ernsthaft nach meiner Nummer gefragt hatte. Weiters wunderte ich mich über mein Glück, dass mich der einzige Franzose, der auch fließend Englisch sprechen konnte, ansprach. Als er mich dort, auf dem Gehsteig gegenüber dem Eingang des Picasso-Museums also fragte, wie ich hieß, erwiderte ich „Marie“. Denn Marie war der Name, den ich immer verwendete, wenn mich jemand fragte, wie ich hieß, ich aber nicht das geringste Bedürfnis verspürte, meinen richtigen Namen zu verraten. Zu meinem Verdruss weiteten sich die Augen meines Gegenübers und er begann mir voller Freude mitzuteilen, dass es ein Lied gab, das seinen und meinen Namen beinhaltete. Er kniete sich also auf offener Straße vor mich hin und begann voller Inbrunst eine Ballade über zwei Liebende namens Marie und John zu singen. Alle Touristen starrten uns an und ich muss es ihm lassen, seine akustische Einlage war gut. Trotzdem verabschiedete ich mich mit einem knappen „Merci, au revoir“ und ging meines Weges. Heute wundere ich mich, dass ich diesem Mann überhaupt so viel Zeit und Aufmerksamkeit geschenkt hatte und das ganze Spektakel über mich ergehen ließ. Aber ich war nun mal neunzehn Jahre alt und wusste es nicht besser.

Genau das ist der Grund, warum ich so froh bin, dass ich früher so viel von meinem Leben dokumentiert hatte. Insbesondere, wenn ich in neue „Abenteuer“ aufbrach und allein war, auch wenn ich wusste, dass meine Familie und besten Freunde nur einen Anruf weit entfernt waren.

## **Das Ende des Stiffs, der Anfang des Laptops**

Als ich im Jänner 2022 für mein erstes Erasmus-Semester nach Avignon zog, hatte ich seit längerem das erste Mal das Gefühl, nur Zeit für mich zu haben und diese zum Schreiben nützen zu können. Ich liebte es, dort zu sein und verbrachte die entspannteste Zeit meines ganzen Studiums dort. Ich hatte keine familiären Verpflichtungen und keinen eigenen Haushalt zu „schupfen“, da ich in einer WG wohnte. Jeden Tag schien die Sonne und ich verbesserte mein Französisch drastisch, sodass ich es am Ende dieser Zeit fließend sprach. Ich war ab der ersten Sekunde dort glücklich, obwohl ich mich, bevor ich dort ankam, gerade von meinem Ex-Freund getrennt hatte und dies auch noch in etlichen meiner Tagebucheinträge und Kurzgedichten verarbeitete.

In meinen Recherchen über mich, mein Schreibverhalten und meine Texte, fand ich heraus, dass dieses Jahr das produktivste Schreibjahr bisher gewesen war. Denn bis Juni wohnte ich in Avignon und im September zog ich nach London für mein nächstes Auslandssemester in meinem zweiten Studienfach. Dort erfuhr ich das schlimmste Heimweh, das ich je gehabt hatte. Denn, obwohl ich schon vorher immer längere Phasen allein im Ausland verbracht hatte, fühlte ich mich selten so verloren wie während der ersten Wochen in England. Ich weiß bis heute nicht, woran dies lag, aber diese Emotionen und deren Verarbeitung spiegeln sich in meinen Texten von damals wider. Zum ersten Mal schrieb ich nicht – wie

bisher – Tagebuch, sondern begann meine Gedanken in Word-Dokumenten in Gedichten und Prosa-Texten festzuhalten. Ich weiß nicht, ob es daran lag, dass ich mein Tagebuch nicht immer dabei hatte, aber meinen Laptop schon. Jedenfalls erinnere ich mich, viel Zeit an öffentlichen Orten und in der Bibliothek zum Lernen verbracht zu haben und dort schien der Laptop das Mittel der Wahl gewesen zu sein.

Aus meinem Heimweh, der bevorstehenden Umbruchsphase meines Lebens und des Versuchs der Selbstfindung, entstanden viele Seiten über meine Zweifel und Bedenken. Viele Gedichte aus dieser Zeit verfasste ich auf Englisch, denn es fühlte sich leichter an, meine Gefühle in einer anderen Sprache als meiner Muttersprache zu ordnen und in Worte zu fassen. Hier sind einige Auszüge von damals:

Über meine Fernbeziehung:

Beziehungen können manchmal hart sein. Aber niemand hat mich darauf vorbereitet, wie hart Fernbeziehungen sein können. Manchmal bin ich glücklich und traurig zugleich. Ich möchte Luftsprünge machen vor Freude, wenn ich seinen Namen als Anruf auf meinem Display sehe. Und ich strahle übers ganze Gesicht, wenn sein Lächeln sich in meinem widerspiegelt. Doch sobald wir die banalsten Dinge besprechen, wie die Frage, was es zum Mittagessen gibt, bin ich traurig, weil wir diesen Moment nicht gemeinsam teilen können. Und wenn mein Finger die rote Taste am Bildschirm drückt, fließen die Tränen unkontrolliert aus meinen Augen und mein Herz verkrampft sich vor Trauer über die vielen Kilometer, die uns trennen.

Über meine beste Freundin:

The most healing thing is spending time with your childhood friend with whom you've never cut contact. This is the person to which you don't have to explain anything, they know your habits and personality to the core. They know when you're upset without even saying a word. They know you're hurt without having to know the story behind. There is comfort and peace in the quiet and simple presence of them. This is the person that lets your soul slow down when the world won't stop spinning in endless circles around you. This is the person you've chosen as your family and isn't that the highest form of a declaration of love itself?

Über das Gefühl verloren zwischen Sprachen zu sein:

Ich spreche drei Sprachen mehr oder weniger fließend. Erstens: Deutsch. Meine Muttersprache. Die Sprache, die ich bestimmt 23 Jahre meines Lebens jeden Tag gesprochen und gehört habe, bereits abzüglich meines ersten Lebensjahres, da Kinder laut meiner Google-Recherche circa ab diesem Alter ihre ersten Worte sagen und ich keine Ahnung habe, wann ich persönlich meine ersten Geistesergüsse über die Lippen gebracht habe.

Ein Teil meiner Familie mütterlicherseits kommt ursprünglich aus Deutschland, sodass zu Hause immer Hochdeutsch gesprochen wurde. Deshalb fiel mir bei ersten Annäherungsversuchen des anderen Geschlechts im Kindergartenalter erstmals eine Sprachbarriere zwischen dem Kärntnerischen und der von mir bisher gesprochenen und gehörten Sprache auf, was meine Mama noch heute zum Erzählen

der Anekdote veranlasst, wie ich verzweifelt zu ihr lief und mir mit den Worten „Was will der Junge?“ Hilfe erhoffte. Schlussendlich hat das Aufwachsen in Kärnten nun also doch dazu geführt, dass ich Kärntnerisch verstehe und glaubt man Leuten, die aus anderen Bundesländern Österreichs oder sogar aus Deutschland kommen, auch spreche. Womit wir schon bei der ersten Identitätskrise angelangt sind, da Leute aus Kärnten klar davon überzeugt sind, dass ich nicht Kärntnerisch sprechen kann, sondern nur „deutsches Deutsch“ aus meinem Mund kommt, obwohl ich bis zu meinem 18. Lebensjahr in Kärnten gewohnt habe. Geboren bin ich in Wien und habe auch die ersten acht Monate meines Lebens dort verbracht, bevor meine Mama ihre Koffer packte und zurück nach Kärnten zog, doch das ist eine andere Geschichte und vor allem habe ich wie bereits vorher schon erwähnt, beschlossen, mein erstes Lebensjahr auf sprachlicher Basis auszuklammern. Auch wenn das vielleicht nicht richtig ist, da ich davon überzeugt bin, dass Babys in dieser Zeit enorm viel lernen, wenn auch passiv. Also klammere ich es vielleicht doch wieder ein.

Jedenfalls bin ich mit 19 nach Wien gezogen, wo mir meine verbliebenen Kärntner Freunde versicherten, ich spräche wie eine Hochdeutsche oder Wienerin und die Wiener, die ich durch diese Freunde kennen lernte, meinten, ich spräche Kärntnerisch. Dann gibt es noch die dritte Kategorie an Wienern und aus anderen Bundesländern Ausgewanderten, die ich im Zuge meiner Studien kennen lernte, die glaubten, ich selbst sei aus Deutschland, da ich anscheinend automatisch ins Hochdeutsche falle, sobald ich mit anderen Dialekten oder in einem professionellen Rahmen zu tun habe. Sobald ich jedoch Teile meiner Familie in Hamburg besuche, ver falle ich in den dort ansässigen Dialekt, wodurch sich also feststellen lässt, dass ich meine Sprechweise je nach Gegenüber adaptiere. Dies veranlasste eine Freundin von mir, die Linguistik studiert, schlussendlich zu der Aussage ich sei „tri-dialektal“, womit ich leben kann. Die Wurzeln meines deutschen beziehungsweise österreichischen Sprachvermögens wurden nun genug elaboriert. Deutsch, also die Sprache, in der ich die meisten Bücher gelesen habe, und ich habe im Alter zwischen 9 und 14 bestimmt durchschnittlich ein Buch pro Woche gelesen (klarerweise zwischendurch auch ein Buch am Tag). Es ist die Sprache, die ich in meiner Schulzeit und Umgebung täglich hörte und in der ich (noch immer, mittlerweile für mein Empfinden schon viel zu lange) Rechtswissenschaften studiere. Ich kann also mit gutem Gewissen behaupten, dass meine Deutschkenntnisse mindestens auf dem Level einer durchschnittsdeutschsprachigen Person sind.

Kleine Gedichte:

1

Ich will an mich selber glauben,  
Lass keinen meine Träume rauben,  
verliere ab und zu die Sicht  
auf das, was wirklich wichtig ist.  
Und ist die Welt auch oft verdreht,  
ich finde meinen eigenen Weg.

2

I want to sit with you under sunsets  
 Hold your hand real tight  
 Feel your kisses sparkling  
 On my skin so bright  
 The never ending summer nights  
 The ocean blue and with its tides  
 Changing like we are

The sky loosing all his colour  
 To the night with the crescent moon  
 Listing to your thunder  
 Got me completely swoon

Your soul touching mine  
 Your hands on my spine  
 The taste of cheap wine  
 Your culture so fine

I fall for you even more  
 Than Icarus did in his time

3

I am waiting for you like August waits for snow  
 It's hopeless and endless and a bit romantic too

## **Zeitsprünge der Schriftstellerei**

Was dieser dauernde Schreibfluss während meiner Auslandssemester mit sich brachte, war das Verlangen, noch mehr zu schreiben und dieses Geschriebene irgendwann öffentlich zu machen. Gleichzeitig traute ich mich nicht, diesen Schritt zu gehen, und so begann ich vorerst alle Texte, die ich bisher auf Schmierzetteln in U-Bahnen oder in meiner Notizen-App vor dem Einschlafen verfasst hatte, zusammen in ein Word-Dokument zu tragen. Dieser Prozess ist bis heute nicht abgeschlossen.

Aber nicht nur in dieser Zeit verspürte ich die Lust, Texte zu schreiben, die immer größer und besser werden konnten und die mich eines Tages vielleicht zur Schriftstellerin machten. Bereits als ich elf Jahre alt war, beschloss ich, mein erstes Buch auf dem alten Stand-Computer meiner Mama zu schreiben. Ich war, seitdem ich gelernt hatte, Worte mit meinen Augen zu erfassen und zu verstehen, eine begeisterte Leserin. Ich las Tag und Nacht. Ich traf mich mit (der mittlerweile schon bekannten) Claudia und wir verbrachten unsere Tage nebeneinandersitzend und in unsere Bücher starrend.

Damals war unsere Lieblingsbuchreihe die „Knickerbockerbande“ von Thomas Brezina und so beschloss ich, auch ein Buch über vier Freunde zu schreiben, die Abenteuer erlebten. An den Tagen, an denen Claudia und ich nicht lasen, sondern raus gingen, spielten wir Detektiv und versuchten (natürlich selbst überlegte) mysteriöse Fälle in unserer Nachbarschaft aufzuklären. Inspiriert von unseren erlebten Abenteuern und jenen, die Thomas Brezinas Knickerbockerbande erfuh, verfasste ich also auch Steckbriefe von vier imaginären Freund\*innen, verlieh ihnen Namen, und begann mein erstes Kapitel zu schreiben.

Ich verwendete die verschiedensten Farben für die jeweiligen Namen der Steckbriefe meiner Protagonist\*innen und verschriftlichte, wie sich diese Vier kennen gelernt hatten. Natürlich hatte ich damals noch keine Ahnung, wie man ein Buch schreibt (nicht, dass ich das heute besser wüsste), geschweige denn, wie eine brauchbare Geschichte aufbaut und plottet. So versickerte mein Buchprojekt schnell im Sand und ich weiß nicht, ob sich die ersten Seiten dieses Versuchs noch irgendwo finden lassen, oder ob all diese Daten der Verschrottung anheimgefallen sind. Jedoch weiß ich, dass mir der Gedanke, ein Buch zu schreiben, eine Riesenfreude bereitete.

Ein bedeutender Gegner dieses Unterfangens war damals die Computertastatur. Ich tat mir unglaublich schwer, die Worte auf (virtuelles) Papier zu bringen und hatte die Hälfte dessen, was ich eigentlich schreiben wollte, schon wieder vergessen, während ich endlich das erste Wort des Satzes zustande gebracht hatte. Also begann ich wenig später das Zehn-Finger-System zu erlernen.

Ich schrieb mir tägliche To-Do Listen, auf denen ganz oben in großer Schrift der Hinweis stand, das Üben nicht zu vergessen. Dazu verwendete ich allerdings nicht – wie andere Menschen in diesem Zeitalter – ein Lernsystem, das auf dem Computer verfügbar war. Nein. Denn meine Tante, die damals einen Bürojob hatte und so schnell schreiben konnte, wie ich niemanden je davor oder danach auf einer Computertastatur habe tippen sehen, war davon überzeugt, dass man auf den flachen Computertastaturen das Zehn-Finger-System nicht ordentlich erlernen konnte. Daher packte sie ihre alte Schreibmaschine aus und legte mir ein noch älteres Übungsheft mit Tastenkombinationen daneben. So begann ich im Jahr 2009 das Schreiben unter Verwendung aller zehn Finger auf einer Schreibmaschine zu erlernen.

Es war das Beste, was ich hätte machen können. Ich verbrachte Stunden an dieser Schreibmaschine und versuchte, meine Finger in alle möglichen Winkel zu verbiegen und somit dazu zu zwingen, blind die richtigen Tasten zu finden. Daraufhin setzte ich mich danach an den Computer meiner Mama und wiederholte die Tastenkombinationen auf deren Tastatur erneut.

Auch wenn ich immer wieder einknickte und meine To-Do Listen in den Müll warf, ohne meine Schreibmaschine für Wochen anzurühren, rappelte ich mich nach einiger Zeit wieder auf. Und zwei Jahre später beherrschte ich endlich blind das Zehnfingersystem. Nun war meine Zeit gekommen.

Jedoch musste ich diese neu erworbene Fähigkeit, meiner Freude zuwider, für die Schule einsetzen. Unser Geschichtslehrer bestand darauf, dass wir uns seitenweise lang selbst unsere Prüfungen verfassten, indem wir den zu lernenden Stoff in Fragen und Antworten umwandelten und dann mit einem Packen an Zetteln vor ihn traten, damit er uns abprüfen konnte. Er meinte, dass diese Methode des Lernens effizient und essenziell sei, da wir später in der Universität auch auf diese Art unsere

Prüfungen erledigen würden. Heute weiß ich, dass der gute Herr einfach so wenig Aufwand wie möglich haben wollte und nicht mal dazu imstande war, eigene Tests zu erstellen, sondern uns Schüler\*innen diese zeitliche und intellektuelle Last aufbürzte.

In meinen Teenager-Jahren verbrachte ich zwar noch immer ein bisschen Zeit mit meinen Tagebüchern, jedoch verlor ich meine Ambitionen, an Texten oder Bücher-Projekten zu arbeiten. Als ich nach meinem Schulabschluss nach Wien zog, um zu studieren, überkam mich wieder die Lust vermehrt zu schreiben und so machte ich mir Gedanken um alles, was ich sah und neu erlernte, und schrieb dies nieder. Schreiben fühlte sich gut an. Es fühlte sich befreiend an. Bald verebbte diese Tätigkeit durch meine Über-Ambitioniertheit, Rechtswissenschaften und französische Romanistik zugleich zu studieren. Ich verbrachte meine Zeit in Word-Dokumenten damit, Zusammenfassungen über die österreichische Bundesverfassung zu schreiben und Fälle des Tauschhandels zwischen Cäsar und Brutus zu lösen. Hier und da fand ich Zeit, um einige Seiten in meinen Tagebüchern zu füllen, und ich liebte es noch immer zu schreiben, jedoch konzentrierte ich mich primär auf das Partyleben von frischgebackenen Studierenden und auf meine Studien.

Erst Anfang 2020, kurz bevor das Coronavirus unseren Alltag lahmlegte, fing ich wieder an, mehr Zeit meinen Gedanken zu widmen und diese meist in Form von Gedichten aufs Papier zu bringen. Die Idee, meine Texte eines Tages vielleicht doch veröffentlichen zu können, entflammte kurzzeitig am Horizont. Doch ich hatte weder den Glauben an meine Texte noch das nötige Vertrauen in mich selbst, um dieses Ziel ernsthaft zu verfolgen. Der Gedanke, meine Worte auch nur Freundinnen oder Verwandten zu zeigen, schreckte mich ab. Jedoch antwortete ich immer auf die Frage der anderen, was ich später machen wollte: „Eigentlich Autorin werden.“ Warum ich dazu Rechtswissenschaften studierte? Keine Ahnung, aber kann ja mal nicht schaden, Juristin zu sein. Und die schrägsten Geschichten, die es wert sind, erzählt zu werden, habe ich definitiv während meiner Zeit am Gericht gehört.

Während der letzten Semester meiner Studienzeit widmete ich meine Worte den vier Proseminararbeiten, zwei Seminararbeiten, (zwei!) Bachelorarbeiten, die ich für mein Romanistik-Studium verfassen musste und den (auch zwei!) Diplomarbeiten, die ich für mein Jus-Studium schrieb. Schreiben wurde zu etwas Anstrengendem und Ungewolltem. Es blieb nicht viel Zeit für das kreative Schreiben und ich sagte mir immer „Sobald ich mit dem Studium fertig bin, fang ich wieder zu schreiben an.“

Viele Leute behaupten, dass wissenschaftliches Schreiben ebenso kreativ ist. Das mag auch stimmen, denn immerhin muss man Wege finden, um den Text in eine Form zu gießen, Übergänge zwischen den einzelnen Kapiteln zu finden, den roten Faden beizubehalten, und aus mehreren zusammengetragenen Büchern seinen eignen Text zaubern.

Doch das befreiende Gefühl, welches ich sonst beim Schreiben immer verspürte, setzte im Bereich des wissenschaftlichen Schreibens bei mir immer erst mit dem Moment der Abgabe ein. Nachdem ich Tage und Nächte davor nichts anderes getan hatte, als zu schreiben, während ich mich von glutenfreiem Toastbrot ernährte und viel zu wenig Zeit im Badezimmer verbrachte.

## Ende gut, alles gut?

Die letzte Phase meiner Schreibentwicklung durchlebte ich im letzten Jahr. Ich begann einen neuen Job und unterhielt mich mit einer ehemaligen Arbeitskollegin darüber, wie gern wir beide lesen.

Sie eröffnete mir, dass sie nicht nur gerne las, sondern auch schrieb und bereits seitenlange Plots für verschiedene Bücher-Ideen entworfen hatte. Dieser rege Austausch zwischen uns motivierte mich so sehr, dass ich mir dachte: „Das kannst du auch! Du musst dich nur hinsetzen und dich endlich mal ernst nehmen. Du überlegst dir immer Ausreden dafür, warum es nicht der richtige Ort, die richtige Zeit oder die richtige Temperatur ist, um dich an deinen Laptop zu setzen und deine Ideen auszuformulieren. Mach doch wenigstens etwas, was dich mental darauf vorbereitet weiterzuschreiben beziehungsweise darauf einstimmt, überhaupt richtig damit anzufangen. Du erzählst immer allen, dass du schreiben möchtest und tust es nicht einmal.“

Mit diesen Gedanken im Hinterkopf entdeckte ich zufällig (auf der Suche nach überbezahlten Schreib-Workshops) den Master für Kreatives Schreiben an der Universität Klagenfurt. Ich habe mir zwar noch immer nicht die Zeit genommen, mich hinzusetzen und ein persönliches Projekt zu beginnen, bin diesem Schritt aber so nahe wie noch nie zuvor. Und vielleicht traue ich mich ja sogar irgendwann, diese Texte zu veröffentlichen. Ganz egal, was noch kommen mag, Schreiben lässt mich wieder ein Gefühl von Freiheit empfinden und das ist das Schönste überhaupt.



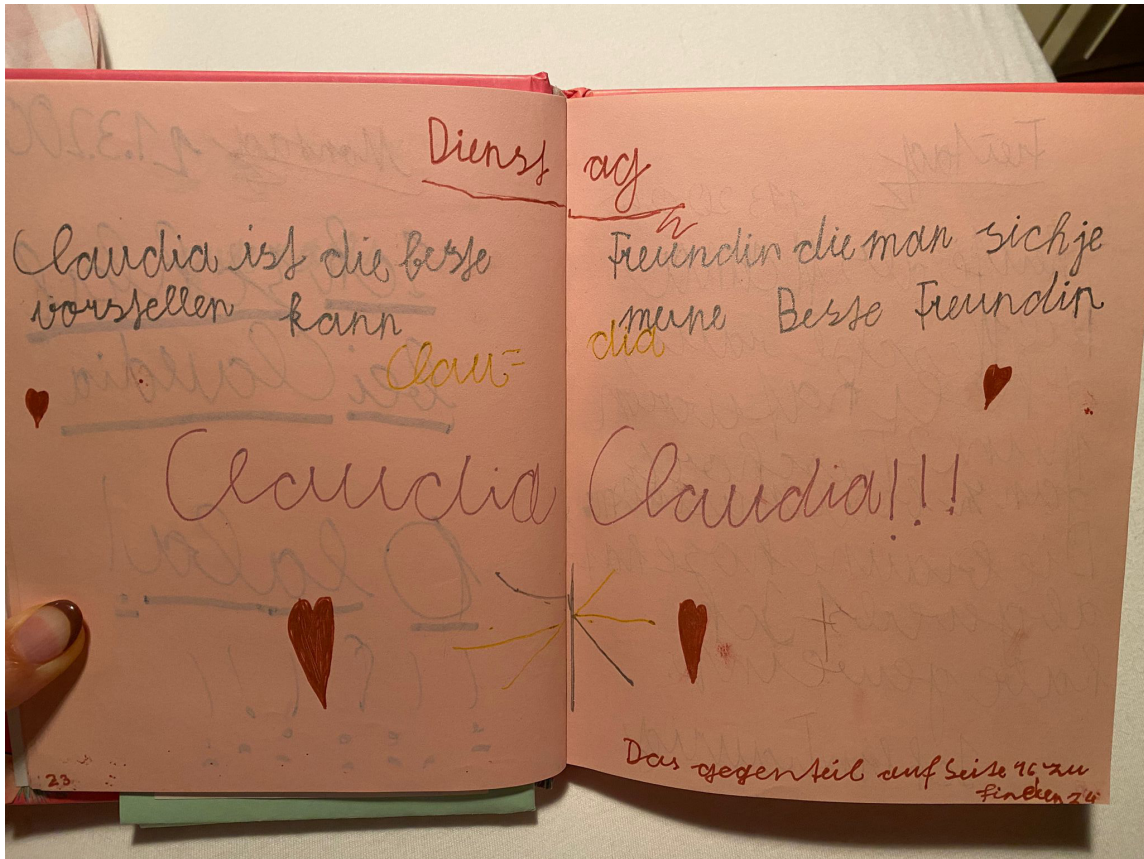


Bild 2: Tagebucheintrag 2005



Bild 3: Meine Tagebuchsammlung